

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 164.

Sonntag, 16. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(28. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Fred Delarue war ohne seine Mutter zu dem Löhnstädtischen Familienfest eingetroffen.

Die Baronin litt an den Folgen einer heftigen Erkrankung, konnte nicht einmal ihr Zimmer verlassen, geschweige denn eine Reise antreten und ein großes Fest mitmachen.

Fred hatte mit Absicht seinem Bruder den Zeitpunkt seines Eintreffens in Lübeck nicht mitgeteilt.

Er wollte Harald überraschen — überrumpeln.

Vielleicht würde dies dazu beitragen, daß es ihm gelang, endlich dahinter zu kommen, welcher Gestalt Haralds Beziehungen zu Henriette Santen waren. Er hatte Erkundigungen über die Sängerin einziehen lassen. Sehr behutsam, um keinerlei Mißdeutungen zu erregen. Das Urteil über Henriette Santen hatte außerordentlich günstig gelautet — doch war ihr Name in Verbindung mit dem des Barons Strodtmann genannt worden.

Fred wußte, daß jegliche strengere Maßnahme seinerseits bei seinem Bruder auf einen erbitterten Widerstand stoßen würde. Es hieß für ihn also, wollte er Harald aus den Banden der verführerischen Person lösen, außerordentlich vorsichtig und diplomatisch zu Werke gehen. Er, Fred, hatte seinen ersten Liebestraum seiner Stellung und seinem Namen geopfert, obwohl dieses Opfer gar nicht unbedingt notwendig gewesen wäre, Harald durfte es nicht so weit kommen lassen, daß eine richtige Theaterprinzessin sich in die Familie eindrängte.

Fred war mit dem Vormittags Schnellzuge in Lübeck eingetroffen und sah nun, nachdem er seine Kleidung gewechselt hatte, hinter einer Zeitung unten im Speisezimmer im Hotel Hamburg. Er wartete auf sein bestelltes warmes Frühstück.

An einem der Tische nebenan ging zwischen einigen jungen Leuten — augenscheinlich Lübecker Patriziersöhnen — die Unterhaltung lebhaft hin und her.

Anfangs achtete Fred nicht darauf, was dort gesprochen wurde — es war vom Turf die Rede — vom Segel- und Flugsport. Dann fiel plötzlich ein Name, der ihn jäh aufhorchen ließ.

„Heute früh ist die Santen abgereist“, sagte einer der jungen Leute.

„Na, Sie brauchen doch wahrlich deswegen keinen Trauerkreppe anzulegen, Börsdorf. Sie hat die junge Dame ja ihrer Zeit eifrig abfallen lassen, als Sie sie zum Souper in die „Rose“ im Matskeller einluden“, rief jemand neckend.

„Sie war eben schon in festen Händen.“

„Es heißt, daß sie verlobt sind.“

„Ach was, verlobt. . . . Veres Gerede. Strodtmann wird sich schön hüten. . . . Dazu sind diese Operettenprinzessinnen doch da, daß man ihnen den Hof macht.“

„Strodtmann war heute früh natürlich auf der Bahn?“

„Zatvoll — selbstredend. Mit 'nem Rosenbusch vom Umfang eines soliden Autorades. Sehr korrekter Abschied. Die scheußliche, à la Papagei aufgedonnerte Tuenna bekam auch beinahe einen Handfuß von ihm.“

„Also, Schluß jetzt. Abfahrt. Konsul Löhnstädt wird zufrieden sein, daß er von nun an voraussichtlich seinen Volontär doch dann und wann in den Kontorstunden zu Gesicht bekommen wird. Kann dem Strodtmann übrigens seine Passion nicht verdenken. Versteht sich schöne Person. Die Augen! Na — und überhaupt Klasse. Also, weihen wir dem „verflossenen Stern“ ein stilles Glas.“

„Alles was recht ist“, griff ein anderer den Faden des Gesprächs auf, „weder die Santen noch Strodtmann haben sich, genau genommen, irgend etwas, was der öffentlichen Meinung Grund zu einem Verdammungs-urteil gibt, zuschulden kommen lassen. Es kommt bei manchen Dingen ja bloß darauf an, ob man sie durch eine bössartige Brille betrachtet oder nicht.“

„Für die Santen wäre ich jederzeit bereit einzutreten“, nahm der junge Börsdorf, ein Senatorensohn, das Wort, „um so mehr, da sie meine recht dreiste Souperinvitation ins Obambre separée ausgeschlagen hat — und das in einer durchaus damenhaften Weise. Also kein Wort weiter über Fräulein Santen, wenn ich bitten darf. Unser Theater verliert viel an ihr. Sie ist eine gottbegnadete Künstlerin — auch die Operette braucht — „vom Genius Gefüßt.“

„Bravo, Börsdorf, nachtragend sind Sie nicht, das ist hübsch von Ihnen“, hieß es.

Fred verzehrte mit einer so gleichgültigen Miene sein Beefsteak, als hörte er nicht angestrengt auf jedes Wort, das drüben am Tisch fiel.

Dann wurde ihm ordentlich leicht ums Herz.

Die Sache mit der Santen hatte also, wie es schien, ein Ende erreicht. Gott sei Dank, vielleicht würde Harald nun unter den Töchtern der Stadt Umschau halten. Fred selber war halb und halb dazu entschlossen, dem Bruder in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voranzugehen. Jetzt bot sich ihm die passendste Gelegenheit dazu, sich von Jurgard Löhnstädt endlich das Jawort zu holen.

Silberhochzeit im Hause und Verlobung der einzigen Tochter — das gab einen hübschen Abschluß.

Fred traf Harald nicht zu Hause. Der Diener meldete ihm, der Herr Baron wäre auf der Generalprobe bei Konsul Löhnstädt.

Fred hielt in dem eleganten Junggesellenheim Umschau, ob nicht irgendwo Henriette Santens Bild zu erblicken wäre. Doch er vermochte nirgendwo die Photographie der Sängerin zu entdecken — auf Haralds Diplomatenschreibtisch standen bloß in einem dreiteiligen, silbernen Rahmen die Bilder seines verstorbenen Vaters, seiner Mutter und seines Bruders.

„Ich werde den Herrn Baron hier erwarten“, bedeutete Fred dem Diener und ließ sich in Haralds Schreibzimmer in einen der Klubsessel nieder.

Vor ihm auf einem Marmortischchen lag ein Kursbuch, zwischen das ein Papiermesser geklemmt war.

Mechanisch schlug Fred die betreffende Stelle auf. Die Büge nach Holland von Soet standen hier vermerkt.

Eine Viertelstunde später erschien Harald und zeigte sich sehr überrascht, seinen Bruder bereits vorzufinden.

„O Fred, wie nett, daß du schon da bist! Ich erwartete dich erst mit dem Nachmittagszuge. Wollen wir um Drei im Ratskeller speisen? Darf ich dir bis dahin eine Erfrischung anbieten? Nicht? Du hast schon gefrühstückt. Ja, man speist im Hotel Hamburg nicht schlecht. Wie geht es Mutter? Es ist doch nichts Ernstliches mit ihrer Erkältung? Um acht Uhr geht es los bei Löhnstädt. Scheußlich, dieses Gehehe, diese Maskeraden. Wenn ich mal meine Silberhochzeit feiern sollte . . .“

Er verstummte jäh, preßte seine Lippen fest aufeinander und fuhr dann in einem erzwungen leichten Ton fort: „Ich habe mir neulich in Hamburg eine Jacke angesehen — auf der Uhlenhorst war ein fast neues Boot zu haben. Schick, aber doch nicht ganz nach meinem Sinn, mehr für kleine Touren geeignet. Aber du redest ja keinen Ton, Fred, du rauchst auch nicht. . . Hier, was darf ich dir anbieten, wie ist doch gleich deine Marke?“

„Lieber Harald, du läßt mich ja nicht zu Worte kommen“, bemerkte Fred lächelnd. Ihn täuschte des Bruders sorglose Art nicht. Da steckte etwas dahinter. „Mutter ist in Sorgen deinetwegen, lieber Junge; sie sagt, deine Briefe wären so kurz, erzählten ihr so gut wie nichts von dir selber.“

Harald warf seine eben angerauchte Zigarette in den marmornen Aschenbecher und begann mit fahrigem, schnellem Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Ich bin doch von jeher kein Briefschreiber gewesen — was will Mutter denn eigentlich? Immer diese Besorgnisse meinetwegen. Brauche ich denn wirklich noch am Gängelbände geführt zu werden?“

„Du bist von klein auf Mutters Sorgenkind — deine Gesundheit —“

„Ach was, Gesundheit!“ fiel Harald heftig ein. „Auf die pfeife ich! Soll ich mich unter eine Glasglocke setzen? Man lebt sein Leben nur einmal, und besser, es in einer kurzen Spanne Zeit auszukosten, als es verlängert zu wissen und doch dabei zu darben.“

„Lieber Junge“, sagte Fred gelassen, „mit dir ist etwas nicht in Ordnung.“

„Siehst du schon wieder Gespenster?“ Harald zwang sich zu einem fröhlichen Aufschauen. „Unst du aufs neue. . . Genau so wie dazumal als ich durchs Examen fiel.“

„Wein, Unferus!“ — um mit deinen Worten zu reden, war, wie es sich in der Folge erwiesen hat, nicht ohne Berechtigung.“

Harald ging auf seinen Bruder zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in herzlichem warmem Ton: „Wollen wir doch unser Beisammensein nicht durch ein unnützes Wortgefecht trüben. Ihr beide, Mutter und du, seid nicht zufrieden mit mir. Gut. In manchen Dingen mögt ihr recht damit haben: ich bin ein miserabler Geschäftsmann, das schwarze Schaf in Konsul Löhnstädt's Kontor — aber, ihr selber habt es nicht anders gewollt, und vielleicht —“ fügte er mit einem Anflug seiner früheren jugendhaften Treuherzigkeit hinzu, durch die er die Seinen von jeher entwaffnet hatte, „wird doch noch etwas aus mir.“

Fred sah deutlich, daß sein Bruder ihn vom Thema ablenken wollte und ging bereitwillig darauf ein. Daß es zwischen Harald und der Santen zu Ende war, glaubte er keine Sekunde lang mehr.

Er drückte die Hand des Bruders: „Wenn unsere Mutter noch recht viel Freude an dir erleben sollte — niemand wäre froher darüber als ich.“

Dem Jüngeren schwebte es auf den Lippen: „Gib mir, Fred — laß mich dir alles sagen.“ Doch Henrika's wiederholte, inständige Mahnung: „Nur deinem Bruder nichts verraten — nur das nicht, Harald, versprich

es mir, gib mir dein Wort darauf, gegen Fred vorderhand noch zu schweigen“, kam ihm ins Gedächtnis und er sagte keine Silbe.

(Fortsetzung folgt.)

Im Speisewagen.

Von Max Preiss.

Eine Weiche schläft im Sonnenschein; sie glänzt die ganze spitze Furche entlang, die sie in den schlanken Schienenstrang gelernt hat. Und nun überrumpelt sie dieser rücksichtslose Speisewagen. Reißt sie heraus aus ihrem eisernen Sonnenraum. Es ist für eine strebsame Weiche nicht einerlei, von wem sie wachgerüttelt wird. Für eine Lokomotive schlägt sie gerne die Augen auf; einem ehrlichen Durchgangswagen, der so langgezogen ist wie ein Tadel, den der Ehrgeiz plagt, einem Zeppelin zu gleichen, ja, auch einem solchen Wagen fügt sie sich willig. Aber einem Speisewagen . . . Ist denn das überhaupt noch Eisenbahn? Diese 90 Kilometer Gulaschanone? Dieses reisende Tellerklappern? Also von einem größtentwahnsinnigen Kochtopf muß man sich wach quetschen lassen . . . alles natürlich vom Standpunkt der Weiche aus betrachtet, die offenbar die Riesentritte der Lokomotive verschlafen hat, denn die Lokomotive kommt doch vor dem fliegenden Hammelbraten, gegen den wir selbstverständlich nichts einzuwenden haben, sondern nur die mähmütige Weiche. Die stößt empört zurück und klirrt verächtlich: Mostriklarre, dämliche! Wodurch der Kellner ein wenig von seinem Gleichgewicht verliert und mit der geleerten Kartoffelschüssel eine haltuchende Geberde zu den Sternen gelebriert. Ganhmed dem Bachus opfernd. Also erschrickt der turnende Ganhmed um so mehr, wie ihn eine sichere und selbstbewußte Stimme anherrscht: „Ich möchte Käse“. „Edamer, Camembert . . .“, bietet die Kartoffel-Opferschüssel an. Da naht das Strafgericht: „Es gibt keinen Camembert, Mann, es gibt nur deutschen, weichen Käse? haben Sie's behalten? deutschen Käse!“ „Deutscher Käse“, schwört der Kellner mit einer getriakten Bereitwilligkeit, die auch zweimalzwei sieben sein hieße. Ist eben kein richtiger Speisewagenkellner. Ist ja auch kein richtiger Speisewagen. Die ernste Zeit hat alle romantischen Krümelchen von den weißen Tischen gefegt; keine Cherekruten, keine süße, ahnungsvolle Reifefreude. Sieht alles aus wie Tischzeit im Geschäft. Alles Zivil, Bahngrau. Mittagessen zwischen zwei Abschlüssen.

Noch schnell Kaffee und ein Gläschen . . . „Niför gefällig“. „Mensch, Schnaps heißt das! Schnaps!“ „Chartreuse, gelb, grün?“ „Karthäuser, Sie, Karthäuser!“ Entrüstung im 90-Kilometer-Takt. „Sauce hat er mir auf die neue Hose gegossen, Sauce, wenn er wenigstens Tunkte gesagt hätte . . .“ Man trinkt Karthäuser und vergift die „Sauce“. Eine Gabel klirrt. Ein wortwichtiges Gardaseeplakat guckt hinter Bad Kreuznach hervor; dahinter hat sich's schamhaft verkröhen. Schwups . . . eine Weiche rüttelt den Gardasee in die Vergessenheit zurück. Jemand ist weichen deutschen Käse . . . Ratatata sagen die Räder, ratatata . . . sieben Prozent . . . bald kommt Berlin . . . bald kommt Berlin . . . singt der Zug. Und ein alter Narr singt mit. Ein alter, einfacher Herr, den niemand beobachtet hat. Der singt in die Gesellschaft hinein: „Kellner, noch so einen Schatrhäus . . .“, auch so einer, der nicht zu verbessern ist! Zwei Ausrufzeichen. „Pardon, meine Herren, noch weit bis Berlin?“ singt der alte Herr weiter. Pardon! Der lernt auch nicht Deutsch! „Nämlich“, zwinkert der alte Herr, „in Berlin werde ich erwartet. Ja, das ist ein feines Empfangskomitee!“ Abscheulich! mit so was sieht man nun in einem Zuge! „Ja kommt direkt von Verdun, das Komitee!“ Verdun, verbessern aufgeregte Männer unter stillem Protest. „Wird ein glorioser Empfang, meine Herren, ich nehme das schönste Defilé ab. Ist nämlich mein Heingerle, der mich erwartet; hat sich vor Verdun das Eiserne geholt, hat Urlaub, na, da kommt der Papa geflogen zum Heingerle, Brachtkerl, der Junge! Kellner, einen Schatrhäus, auf Heingerles Gesundheit!“ „Kellner, mir auch eine . . . Chartreuse . . . mir auch . . . mir auch . . .“ Und dann trinken sie alle grüne Chartreuse, nicht mehr Karthäuser, und schwänken alle die Gläschen auf Heingerles Gesundheit. Und jetzt sagen die Räder dieses: Ratatata . . . Wie man's halt nimmt . . . Sauce oder Tunkte . . . Heinz aus Verdun . . . Profit Chartreuse . . .“

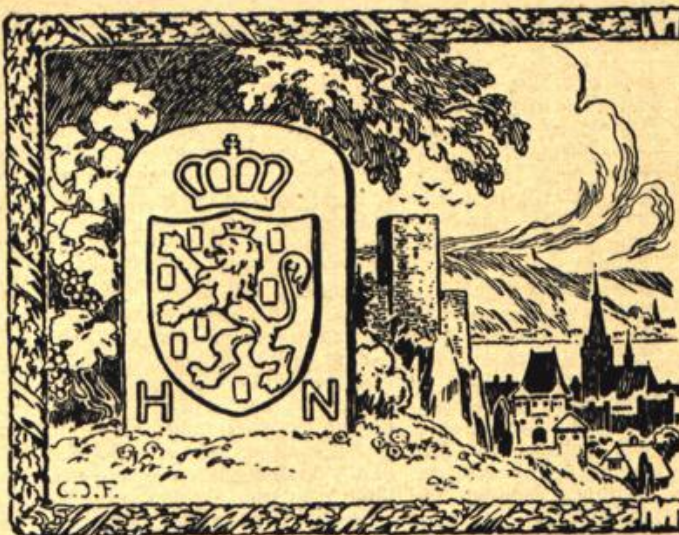
Aus der Kriegszeit.

Die Überschwemmung der Regenzeit für die Ernte. Die in diesem Jahre in vielen Teilen Deutschlands so häufigen Regenfälle lassen in den Kreisen des Publikums, besonders in den großen Städten, öfters die Sorge laul werden, daß die Ernte durch allzu große Bodenfeuchtigkeit schädlich beeinflusst werden könnte. Da der Erfolg der Ernte uns allen diesmal aus begreiflichen Gründen noch mehr am Herzen liegt als sonst, wäre eine solche Sorge an sich verständlich, wenn die herrschende Bodenfeuchtigkeit tatsächlich eine Gefahr für die Ernteverhältnisse bergen würde. Daß dies aber in keiner Weise der Fall ist, beweisen die aus den verschiedensten Distrikten gemeldeten Beobachtungen der sachverständigen Landwirte. Tatsächlich macht man in diesem Jahre mehr als je die schon in der jüngsten Vergangenheit immer merklich hervorgetretene Beobachtung, daß ein regenreicher Sommer keineswegs so hindernd für eine gute Ernte ist, wie man früher glaubte. Inwiefern man die Gefahren der Bodenfeuchtigkeit überschätze und warum diese Gefahren heute auf ein Minimum beschränkt sind, ist aus einem höchst lehrreichen Artikel über Überfluß und Mangel an Bodenfeuchtigkeit von Adolf Mayer in der „Deutschen Landwirtschaftlichen Presse“ zu ersehen. Wie die landwirtschaftlichen Verhältnisse in unserer Zeit liegen, kann das alte Sprichwort „Die Sonne hat noch keinen Pater zum Lande hinausgeschien“, wohl aber der Regen manchen zugrunde gerichtet, nicht mehr recht Anwendung finden. Während wir im Vorjahre erfahren mußten, daß die Sonne der Ernte ernste Schädigungen zufügt, wenn sie es allzu gut meint, wissen wir heute, daß die Bodenfeuchtigkeit in weitouß geringerem Maße zu fürchten ist. Die Erklärung hierfür liegt in technischen und physiologischen Gründen. Aus technischen Gründen sieht man sich heute einem Verregen der noch stehenden oder auch schon geschnittenen Ernte nicht so hilflos gegenüber wie früher, da uns verschiedene Hilfsmittel zum Vergen und Aufbewahren der Ernte bei ungünstigem Wetter zur Verfügung stehen. Besonders zu beachten sind in diesem Zusammenhang die Trommel- und Kalkstein-Trockenapparate. Wenn aber technische Erzeugnisse uns dem Regenwetter gegenüber unabhängiger gemacht haben, so darf man nebenbei auch nicht die heute bekannten physiologischen Tatsachen vergessen, aus denen hervorgeht, daß Überfluß an Feuchtigkeit niemals so schädlich sein kann wie Trockenheit im selben Maße. Um dies zu erläutern, erinnert Adolf Mayer daran, daß die Erzeugung von organischen Stoffen durch die Pflanzen stets mit einer Wasserverdunstung der Pflanzenteile zusammenhängt, da die nötigen Nährstoffe, die aus dem Boden gezogen werden, eines durchfließenden Wasserstromes bedürfen, damit die Nahrung auch den obersten Pflanzenteilen zugeführt werde. Das Wasser spielt demnach bei der Pflanze nicht nur zum Aufbau organischer Stoffe eine wichtige Rolle, sondern es ist auch ein Wasserstrom nötig, der den Transport der Nährstoffe aus dem Boden unternimmt. Tatsächlich hat sich die Furcht vor Regenzeiten unter den Landwirten in den letzten Jahren immer mehr verringert. Und da die heutige Kultivierung des Bodens eine möglichst starke Ausnutzung vorsieht, ist die Bodenfeuchtigkeit, wenn sie nicht allzu sehr ausartet, mehr zur Zuvorsicht berechtigend als eine längere Dauer von Trockenheit.

Kokain und Opium in der englischen Armee. Die wahllose Zusammenstellung der englischen Truppen aus Leuten der verschiedensten Kolonialgebiete, aus Weißen, Farbigen, Europäern und Angehörigen der Überseeländer macht es für die englische Militärbehörden äußerst schwierig, sowohl auf moralischem wie auch besonders auf physischem Gebiete jene geordneten Verhältnisse aufrechtzuerhalten, wie sie unbedingt erforderlich sind, wenn eine Armee schlagkräftig und vollkommen leistungsfähig sein soll. Das enge Zusammenleben der Soldaten der verschiedensten Rassen, Arten und Gewohnheiten bringt es, wie die Londoner Presse immer eindringlicher klagt, so weit, daß die Soldaten gegenseitig die Fehler und Laster übernehmen, was mit der Zeit einen sehr schädlichen und entkräftigenden Einfluß ausübt. Nachdem man Monate hindurch den Alkoholverbrauch besonders unter den in England befindlichen Truppen bekämpft hatte, sieht die Regierung sich nun vor die Aufgabe gestellt, dem bedrohlich überhandnehmenden Genuß von betäubenden oder berauschenden

den Drogen, wie Kokain, Morphinum, Opium usw. durch strenge Maßregeln Einhalt zu tun. Die Gewohnheit, solche die Gesundheit schwer schädigende Mittel zu gebrauchen, wurde hauptsächlich durch die Truppenkontingente, die über See kamen, in England eingeschleppt, und heute sind, wie die „Daily Mail“ in einem äußerst besorgten Artikel ausführt, die Zustände so weit gediehen, daß in Militär- und auch in Zivilkreisen die Wirkung des unkontrollierten Verbrauchs solcher Opiate sich auf sehr empfindliche Weise fühlbar macht. Das Londoner Blatt bespricht sich darüber, daß gewissenlose Agenten und Kaufleute einen regen Handel mit derartigen gefährlichen Mitteln betreiben, und es gibt heute in ganz England scheinbar kein Regiment mehr, wo nicht dem Laster des Morphinumgenusses, Opiumrauchens usw. gesteuert wird. Endlich sahen die Behörden sich gezwungen, jederlei Verkauf von Opium, Morphinum, Kokain, Chloral-Hydrat, Sulphonal, Codein usw. ohne ärztliche Verordnung zu untersagen, und auch die Ärzte in den Lazaretten selbst sind angehalten, von den genannten Mitteln besonders geringen Gebrauch zu machen, und in Lazaretten wie Kasernen müssen diese Mittel besonders sicher aufbewahrt und bewacht werden. Trotzdem blüht dieser Handel noch immer im Verborgenen, und es ist kaum anzunehmen, daß er — da dieses Geschäft mit großer Übung betrieben wird — in absehbarer Zeit gänzlich aufgehoben werden kann. Es wurde festgestellt, daß in dem westlichen Stadtteil Londons gegen alle gesetzlichen Vorschriften große Mengen von Kokain schachtelweise verkauft werden, und daß auch ein Teil der weiblichen Arbeiterschaft auf diese Weise verseucht wird. Diese Zustände sind sehr bedeutungsvoll und bezeichnend, weil dies das gefährlichste Laster ist, das die Kraft der Truppen zu bedrohen vermag. Und gleichzeitig kann man hieraus erkennen, daß es um den Gesundheitszustand, wenigstens eines Teiles, der englischen Soldaten durchaus nicht so gut stehen kann, wie von englischer offizieller Seite behauptet wird, ja die Soldaten sich gezwungen sehen, trotz der sie für solche Vergehen hohen Strafen zu den gefährlichsten Erregungsmitteln zu greifen, um sich auf diese Weise künstlich aufzupulvern.

Das elektrische U-Boot-Ohr. Einen Apparat zur Aufspürung von Unterseebooten will der amerikanische Elektro-Ingenieur W. Dubilier erfunden haben. Nach einer der „Revue“ entnommenen Beschreibung in der „Umschau“ würde es sich um ein Mikrophon handeln, das befähigt ist, die eigentümlichen Geräusche der Tauchbootmotore so stark und deutlich wiederzugeben, daß sie trotz anderer Geräusche — wie z. B. das Rauschen des Meeres — genau zu hören sein müßten. Das „elektrische Ohr“, wie der Erfinder selbst diesen geheimnisvollen Apparat getauft hat, soll die Möglichkeit bieten, bis auf eine Entfernung von 20 Seemeilen den Ort an dem sich ein Tauchboot befindet, festzustellen. Zur zweckmäßigen Verwendung des Apparats müßten an der Küste zwei Stationen eingerichtet werden, die jede eines der genannten Mikrophone besitzt. Außerdem ist eine sogenannte Zentralstation notwendig, die mit den beiden Küstenstationen andauernd in telephonischer Verbindung steht. Das Aufspüren der Geräusche soll dadurch erleichtert werden, daß die Mikrophone sich fortwährend drehen, und der genaue Aufenthalt des akustisch entdeckten Tauchboots wird dadurch ermittelt, daß bei gleichzeitig wahrnehmbaren Geräuschen in beiden Mikrophonen die von ihnen ausgehenden Schallstrahlen sich an einem Punkt schneiden, an dem nach der Theorie des Erfinders das Tauchboot sich befinden müßte. Das System würde demnach sehr einfach auf einer trigonometrischen Berechnung beruhen. Die Verteidigung eines Hafens gegen Unterseeboote mittels der Dubilier-Mikrophone stellt der Erfinder sich folgendermaßen vor: Man fertigt eine ausführliche Karte des Hafengebiets an, die man in regelmäßige Quadrate teilt. Welchen die Mikrophone das Geräusch der Motore eines Tauchboots, so wird die Zentrale telephonisch über den Stand der Neigung der Mikrophone in diesem Augenblick unterrichtet und berechnet, in welchem Quadrat des Wassergebiets das U-Boot sich aufhält. Darauf wird ein Torpedoboot nach der betreffenden Stelle gesandt, wobei auch während der Jagd die Bewegungen des Unterseeboots durch die Mikrophonstationen der Zentrale und durch diese wieder dem angreifenden Torpedoboot mitgeteilt werden können. Auch in diesem Fall — wenn überhaupt die Erfindung auf Wahrheit beruht, was man nach mancherlei Erfahrungen der letzten Zeit bezweifeln könnte — erscheint die Theorie wesentlich leichter als die Praxis.



Nitt-Rassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

20. Jahrgang.

1916.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Religiöse und sittliche Verhältnisse in Mosbach, Schierstein und Wiesbaden zur Zeit der Reformation.

Von Th. Schüler.

In den Herrschaften Idstein und Wiesbaden führte bekanntlich Graf Philipp der Altherre (1558) um 1540 die Reformation ein, ohne jedoch auf sofortige Änderung der bestehenden Verhältnisse zu dringen. Während er beispielsweise einen vom Stift Weidenstadt in Schierstein eingesehten Eiferer 1543 beiseitigte, ließ er den zu Mosbach vom Kloster Eberbach bestellten Geistlichen unbehelligt seines Amtes walten. Auf die im September 1543 erhobene Beschwerde des Stifts Weidenstadt, daß er ohne des letzteren Vorwissen der Martinischen Sekte einen Prädikanten nach Schierstein gesetzt habe, erwiderte er, er habe den gewesenen Pfarrer Philipp von Echzel vom Amte entfernen und aus seinem Lande verweisen müssen, weil er ihn und die Seinigen an Ehre und Leumund verunglimpft habe. Den in Schierstein wohnhaften Pfarrer Michel von Echternach habe er nicht nach Schierstein, sondern als Kaplan nach Wiesbaden berufen; nur weil er hier keine passende Wohnung gefunden, sei ihm erlaubt worden, das Pfarrhaus in Schierstein zu beziehen und neben seinem Dienst auch die dortigen Pfarrkinder mit Gottes Wort und den heiligen Sakramenten zu versehen. Bekenne er sich zur Martinischen oder einer anderen Sekte, so geschehe es gegen seinen Willen und sein Wissen. Er sähe in seiner Grafschaft am liebsten alle Sekten ausgerottet und verlange, daß jeder Pfarrer predige, lehre, halte und glaube, daß er die heiligen Sakramente reiche, gebe und nehme und die Untertanen unterweise, wie er es in seinem Gewissen vor Gott dem Allmächtigen, vor Seiner Römischen Kaiserlichen Majestät und vor dem Reich zu verantworten getraue. Sei das Stift bereit, bis Ostern 1544 die Pfarrei Schierstein (wie auch die zu Raurod, Dargbach [Dasbach], Wallrabenstein und Michelbach) mit einem solchen Geistlichen zu versorgen, so werde er dem nicht entgegen sein. Daraufhin schickte das Stift den Pfarrer Hermann Welscher, einen Diezer, nach Schierstein, der sich jedoch die Zuneigung der Gemeinde nicht erwarb. In wiederholten Vorstellungen flehte diese ihren Landesvater an, ihr doch einen Geistlichen zu geben, der Gottes Wort rein und lauter verkünde, das heilige Sakrament nach Gottes Ordnung reiche und die Tausen nach Recht und Billigkeit vollziehe; dieser Welscher fahre in dem alten Werk fort, halte sich an Menschentand und äußere, lieber Schierstein verlassen, als das heilige Sakrament in beiderlei Gestalt reichen zu wollen. Nach vielfachen Weiterungen mußte Welscher im Juni 1547 das Pfarrhaus wieder räumen und sich mit dem Pfarrer Walthar Schillmann zu Wiesbaden wegen seiner Befoldungsstände auseinandersetzen.

Ganz anders in Mosbach. Da hier die Einwohnerschaft indifferent blieb, drang auch der Landesherre nicht auf Änderung des Bestehenden, bis der im Jahre 1558 zur Regierung gelangte Graf Philipp der Jungherr dem

Pfarrer Niklas gebieten ließ, die katholischen Zeremonien einzustellen und sich an das zu Augsburg vereinbarte Glaubensbekenntnis zu halten. Weil dieser aber dem Befehl keine Folge leistete, ersetzte ihn der Graf 1560 durch Johann Lorschbach von Oestrich. In der nachher folgenden vormundschaftlichen Regierungszeit des Grafen Johann Ludwig waren von 1574 bis 1583 Johann Gröbel von Wiesbaden, 1583 bis 1585 Adam Schedel von Pfungstadt und 1585 bis 1591 Georg Martinus (März) von Augsburg als Pfarrer in Mosbach beamtet. Diesem letzteren erklärte am 12. April 1591 der nach Mosbach gekommene Amtmann von Wiesbaden, sein gnädiger Herr (der nunmehr zur Regierung gelangte Graf Johann Ludwig von Nassau-Idstein und Wiesbaden) könne ihn nicht länger im Amte dulden, weil er einem Fremden erlaubt habe, die Kanzel zu besteigen und zu predigen. Er mußte, der Fürsprache des Abts von Eberbach ungeachtet, dem Pfarrer Friedrich Weber seinen Platz einräumen. Auch dem Pfarrer Christophorus Valsius, der seit 1584 in Schierstein angestellt war, ließ Graf Johann Ludwig am 12. Juli 1592 die Kanzel verbieten und ihm den Andreas Dih von Calen als Nachfolger geben.

Jener Weber zu Mosbach war ein gottesfürchtiger Mann, der es mit der Verbreitung der neuen Lehre ernst nahm. Wiederholt klagte er über die religiöse Laune seiner Pfarrkinder, ihren Aberglauben und ihre Hineigung zu den Außerlichkeiten der vorreformatorischen Zeit. Ein Greuel war ihm namentlich, wie er 1594 bemerkt, das schreckliche Fluchen und Flüchen der Männer, Weiber und Kinder, bei denen selbst in freundlichen Gesprächen schier jedes dritte Wort einen Fluch oder Schwur enthalte. Das Segensprechen sei so allgemein, daß niemand etwas tue oder lasse, ohne abgöttische Mittel zu gebrauchen, namentlich in Kindesnöten, bei Geburten, beim Aufnehmen und Niederlegen der Neugeborenen, denen man, wenn sie zur Taufe getragen würden, Brot, Kreuzpfennige und Paternosterkörner als Gegenmittel gegen Zauberei in die Windeln binde. Bei Kinderkrankheiten opfere man die Kinderhemdchen vor dem Kreuzifix im Dom zu Mainz. Bei Gebrechen Erwachsener, bei Erkrankung von Vieh, beim Entkommen von Gegenständen erfrage man bei Wahrsagern in Wiesbaden, Auringen, Brexheim oder Hattenheim, wer bezaubert, getränkt, berufen oder gestohlen habe, und welche Mittel dagegen zu raten seien. Beim Aus- und Eintreiben des Viehes, wie beim Annachen und Auslösen des Feuers spreche man ein Verslein. Großer Mißbrauch werde zu abergläubischen Zwecken auch mit dem Namen Gottes, dem der Jungfrau Maria, mit der Dreifaltigkeit, den 12 Aposteln, den heiligen drei Königen, mit besonderen heiligen und Engeln, den Wunden, Leiden und letzten Worten Christi, mit dem englischen Gruß und dem

Vaterunser, mit Sprüchen aus den Evangelien, namentlich aus dem des Johannis, getrieben, die heimlich oder öffentlich gesprochen, in einer gewissen Anzahl gebetet, auf Zetteln geschrieben und eingegeben oder umgehängt wurden. Nicht weniger messe man Zeichen, Kreuze, Geberden, Kräutern, Wurzeln, Wichtbäumen und Gesichtsringen an besonderen Tagen, Stunden oder Orten eine große Wichtigkeit bei. Durch Bestechen der Wände, Höfe, Ställe und Miststätten mit Hollunderzweigen, Herrgottsdornen und Buchenreisern am Tage Walpurgis und Johannis glaube man sich und das Vieh vor Zauberei und Unfall zu bewahren.

Trotz scheinbarer Gläubigkeit bleibe der Kirchenbesuch ein schlechter; zum Gesang und gemeinen Gebet vor der Predigt erscheine fast niemand, der größere Teil stelle sich erst ein, wenn der Text verlesen, die Predigt halb beendet oder die Kirche gar aus sei. Viele legten die Köpfe auf die Stühle, um zu schlafen, „also daß ihrer oftmals über'n Haufen fallen und die Weiber die Kinder von den Schößen fallen lassen.“ Die mitgebrachten unmündigen Kinder ließen durch ihr Geschrei seine Predigt nicht zum Gehör kommen. Auch das junge Mädchenvolk treibe sein Geschwätz und Gelächter. Nach der Predigt bleibe niemand bei Gesang, Gebet, Kindertaufe und Segen, „als wenn's gar kein Gottesdienst wäre.“ An den Nachmittagen der Sonntage kämen aus 170 Hausgefaßen kaum 10 bis 15 Personen zur Katechismushilfe; Kinder und Gesinde würden von den Eltern nicht ernstlich dazu angehalten, „bleiben lieber daheim in den Häusern oder auf den Gassen sitzen, schwätzen, faulenzeln und schlafen oder spielen mit Karten, Würfeln, Klidern und Regeln.“ Das Spielen sei an Sonn- und Feiertagen von Morgens bis zur dunklen Nacht bei Jungen und Alten so allgemein, daß kein Winkel sich finde, in dem nicht um Geld gespielt werde. Wer nicht spiele, pflücke Kirschen und anderes Obst zum Verkauf oder ziehe in Schwärmen „ins Witzbad.“ Zu den Wochenpredigten habe aus jedem Haus wenigstens eine Person zu erscheinen; da schide nun Vater oder Mutter ein unverständiges Kind, um der Vorschrift zu genügen. Oft werde das Vieh unter der Predigt ausgetrieben und dadurch das Weibervolk vom Kirchgang ganz abgehalten.

Zur Kommunion schmückten sich Weiber und Mädchen mit allerlei buntfarbigen Kleidern und bänden sich auf, als ob sie zum Tanz gehen wollten.

Bei Leichenbegängnissen, schreibt er, läuft Jung und Alt, Weib und Mann vor, nach, neben und um die Leich gar ohnordentlich durcheinander und treiben ein solches Geschwätz und Gelächter, als wenn's auf einem Jahrmarkt wär.

Auf hohen Festen, Ostern, Pfingsten und Weihnachten sei von Alters her Brauch, daß fast Jedermann, auch die Kommunikanten, die Wirtshäuser besuchten und mit Schwelgen, Fluchen, Singen, Haderen und Schlägen die Feste zubrachten, wie vor der Fastenzeit. „Groß ist die Sauerei und tägliche Trunkenheit, wenn's gute Weinjahre sind; dann sitzen die Gäste oft die ganze Nacht, bis der Tag anbricht, beim Weintrinken.“

Auch über die beschränkten Räumlichkeiten der Mosbacher Kirche und über ihre mangelhaften Geräte klagt im Jahr 1594 der Pfarrer sehr. Das Chor, sagt er, ist so eng, daß, wenn der Pfarrer das Nachtmahl reicht, der Schulmeister mit dem Gesang so hart hinter ihm steht, daß weder er noch der Kommunikant wegen des Gesangs sein eigen Wort verstehen kann. Die Kommunikanten müssen sich herzubrängen, und sobald sie den ersten Teil des heiligen Abendmahls empfangen haben, müssen sie stracks zum Chor hinaus auf den Kirchhof gehen, auch im Winter bei Regen und Schnee zur Tür wieder herein kommen und sich umherdrängen, bis sie wieder in's Chor zum Altar gelangen, um den anderen Teil des Abendmahls zu empfangen.

Als Abendmahlskelche würden zwei kleine, alte Messkrüge benutzt, in die nur für fünf Personen eingeschänkt werden könne. Das Taufbeden sei ein klein Balsbierbeden. Ein Leichen- oder Grabtuch fehle ganz; „bei Beerdigungen sucht ein jeder, was er hat, werden dann gemalte, grüne und geese Decktücher oder ein alter unsflätiger zerrissener Dump, der die Leich mit halb bedeckt, daraufgelegt. Desgleichen haben etliche nit so viel Deckens, daß sie ihre Kindlein ehrlich zur Tauf tragen.“ Er schlägt vor, zu diesem Ehrenwert aus den noch vorhandenen latholischen Kirchenkleidungen ein Grab- und ein Tauf Tuch zu bereiten.

Wie der Mosbacher Geistliche, so war auch der Wiesbadener Pfarrer Heinrich Rau (Rhau) unzufrieden mit seinen Pfarrkindern. Letzterer betrachtete hauptsächlich das Gemeindebad als die Quelle alles Übels. 1592 bittet er, „dasselbige verfluchte gemeine Bad entweder gar zu tilgen oder zu verbessern, dieweil groß Schand und Laster, Unzucht, Fluchen und Schwören täglich vielen zum Argernis geschieht.“ Und in den religiösen Mißständen, die er 1594 im Verein mit seinem Diakon Johannes Knefeliuß aufzählt, steht wieder die Klage über dieses Bad obenan. Es heißt da: „Bei dem gemeinen Bade, da das Gesind abends und morgens dem Vieh warm Wasser holet, geschieht eine große Sünde mit Fluchen, Schwören, Zanken und Haderen, Verleumdungen und Austragen, Lügen und Trügen. Da erfährt man alles, was in der Stadt vorgeht. Jedermann muß wissen, wie Herren und Frauen haushalten, was sie reden, was sie essen und trinken. Da verführt eins dem andern sein Gesinde, spannet es ihm ab, und wenn ein ehrlicher Hausmann ein fromm Gesinde bekommt, geht es nicht dreimal über das Bad, so ist's schon verführt. Summa es wird die eble Gabe des warmen Bades dermaßen mißbraucht, daß man's nit unbillsig sentinam malorum nennen könnte, und nit Wunder wär, daß Gott den Erdboden öffnete und uns sämtlich verschlingen ließe oder wie Sodom vom Himmel treffete.“

Auch in dem sonstigen Verhalten des jungen Volkes finden die Wiesbadener Geistlichen manches Anstößige. Es reißen bei uns, schreiben sie, beneben den Sonntagstänzen sonderliche Singetänze des jungen Gesindes ein, also daß sie zu der Zeit, wann sie schlafen gehen sollten, auf der Gasse singen, tanzen und springen. Ja oftmals wird von fremden Badgästen dem jungen Gesinde Geld und Geldeswert gegeben, daß sie darum tanzen. Sie singen bei Nacht, wollen aber nicht in der Kirche singen. Weiterhin halten sie das Singen der Mägde, wenn sie Beförderung in die Weingärten trügen, sowie das Lehenausruhen und das Matensteden auf Walpurgis für unvereinbar mit den Gesetzen der Ehrbarkeit. Im allgemeinen weisen sie wieder auf das bei den Einwohnern zur Gewohnheit gewordene Fluchen, Schwören, Bollsaulen, Zanchzen und Rufen, auf Mißbräuche bei Hochzeiten, Kindtaufen und Fiennessen, auf das viele Regeln an Sonn- und Werktagen klagend hin.

Noch nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1619, bringt der Pfarrer Weber zu Mosbach Klagen, wie die früheren, gegen seine Pfarrkinder vor. Viele bringen, schreibt er, ihre Sünde mit in die Kirche, die oftmals ein solches Gebiß und Bellen verursachen, daß niemand zuhören kann. Bei dem Kirchgang junger Hochzeiter werden diesen Kreuzpfennige und andere Sachen in die Schuhe gesteckt; dann müssen sie drei Bissen von einem Hochzeitsbrötlein abbeißen und hinter sich werfen, damit sie vor Ungemach behütet bleiben. Ebenso sollen die bei Taufen in des Kindes Widel gebundenen drei Brotbroden, drei Paternosterkörner oder drei Kreuzpfennige eine besondere Kraft erhalten und nicht nur das Kind vor Unglück bewahren, sondern auch zu vielen anderen Dingen von Nutzen sein. Nach wie vor versuche man, böse Finger, Augenleiden und Leibesschmerzen mit Segenprechen zu heilen. Und bei dem Regelschieben würden durch Nebenseßen und Wetten der Spielenden wie der Umstehenden oft etliche Gulden verloren, obwohl das Spielen um Geld verboten sei.

Nach Friedrich Webers Tode wurde am 6. August 1626 Anton Weber von Merzhausen der Gemeinde Mosbach als Pfarrer vorgestellt, der etwa zehn Jahre hier tätig war. Dann übernahm der Pfarrer Martin Nicolai genannt Dogheimer zu Schierstein, ein geborener Schiersteiner, seine Funktionen mit. Dieser berichtete 1648 dem Superintendenten zu Idstein, er habe von 1639 ab die Pfarrei Mosbach um Gotteswillen mitversehen, weil die Mainzer Pontifici alles an sich gezogen hätten. Trotz vielen Streites mit ihnen, hätte er die Schule zu Biebrich durch einen für 5 Gulden und 4 Malter Korn angenommenen Schulmeister bedienen lassen, während er die Schule zu Schierstein für 20 Gulden jährlich und 6 Albus quartaliter von einem Kind selbst gehalten habe. Von 1635 bis 1639 sei er Rektor einer Schule gewesen. Als aber zu Schierstein und Mosbach die Prediger gestorben seien und von der Mainzer Regierung und Klerisei die Pfarrkirchen geschlossen worden, hätte er wegen Hungers sein Vaterland verlassen müssen, bis ihn die Einwohner der

beiden Orte mündlich und schriftlich gebeten, wegen zu besorgender Reformatiönsgefahr zu ihnen zurückzukehren. Mittlerweile hätte der nunmehr verstorbene Pfarrer Nicolaus Schenk die Pfarrei interimistisch versehen.

Bestimmteres über die turmainzische Gegenreformation zu Mosbach wußte der Pfarrer Cramer zu Wiesbaden am 3. Februar 1643 seinem Vorgesetzten mitzuteilen, dem er u. a. schrieb: „Sonsten hab dem Herrn schmerzlich klagend mit verhalten wollen, welcher maßen jüngst verschienenen Sonntag die Kirch zu Mosbach papistischen Gebrauch nach von Doktor Freischbacher, Vicario in spiritualibus, Herrn Weihbischöffen zu Mainz, Herrn Abt zu Erbach, etlichen Jesuiten pp. eingeweiht und ein papistischer Priester Augustiner Ordens introducirt, dem Pfarrer zu Schierstein aber, welcher selbige Kirch bißhero bedienet, sich deren hinfürders zu enteuffern gebotten worden. Die Introduction ist verschwiegen gehalten worden, biß daß der actus angangen. Casseler (Kasteller) und Costheimer seindt mit Fahnen in Procession kommen. Den Bürgern in Mosbach ist am Vorabend durch den Schultheißen gesagt worden, es würde den katolischen Religionsverwandten morgenden Tags ein Priester vorgestellt werden, deswegen sollte männiglich sich in der Kirchen finden lassen, und wie ich verstehe, hat Doktor Freischbach im Vortrag zum Altar angedeutet, daß Ihre Kaiserliche Majestät in solche Reformation consentirt habe. Zuhörerfänger gewesen und katolisch ist, beneben andern Der ige Schultheiß zu Biberich, welcher bei Hof ein katolischer, sonderlich der Wittib v. Bubenheim, so da wohnet, haben inständig darum angehalten. Die armen Underthanen seint sehr bestürzt, seindt vergangenen purificationis häufig alhier (in Wiesbaden) in der Kirch geweest, und ist das gemein Gespräch, daß nechsten sonntags zu Schierstein und so forders zu Erbenheim, Kloppenheim pp. ebenmäßig soll verfahren werden. Doch sagte mir gestern unser Amtman v. Schönborn, er wüßte nichts drum, wäre auch nichts dran. Wie es uns ergehen wird, stehet bei dem lieben Gott.“

Daß das „gemein Gespräch“ doch nicht ganz falsch war, erfuhr man im Mai 1644 auch in Wiesbaden, als dort den Katholiken das Chor der evangelischen Stadtkirche zum Gottesdienst eingeräumt werden mußte.

Erst nach dem Friedensschluß des Jahres 1648 traten die vor dem Kriege bestandenen Verhältnisse wieder in ihre Rechte. Am Ende des Jahres berichtete der Schiersteiner Pfarrer Nicolai an den gräflichen Superintendenten, zu Mosbach hätte der Monachus am Christtag zum letzten Mal auf der Kanzel gestanden und während seiner Abschiedspredigt sich zweimal auf die Brust geschlagen und gerufen: „Der Teufel hol mich mit Leib und Seel, wan der Graf das Land behält!“ Zu Viebrich habe ein anderer Mönch dieses Ordens geredet und gesagt, er wolle des Teufels mit Leib und Seele sein, wenn die Sache also bliebe.



Ein Vorpostengefecht gegen Franzosen auf nassauischem Boden vor anderthalb Jahrhundert.

Bericht eines Augenzeugen.

Von Pfarrer Aebe, Bergebersbach.

Mit einer ruhmvollen Waffentat war für die Bundes-truppen Friedrichs des Großen unter dem Kommando des Herzogs Ferdinand von Braunschweig der Feldzug von 1759 auf 1760 zu Ende gegangen. Den französischen Truppen, die über den Westerwald nach Norden vorgedrungen waren und an der Dill die Städte Herborn, Haiger und Dillenburg besetzt hatten und die sich nun zur Belagerung des festen Dillenburger Schlosses anschickten, war am 7. Januar 1760 bei Dillenburg eine empfindliche Niederlage bereitet worden. In glänzender Ausführung des Befehls von Ferdinand von Braunschweig, das belagerte Schloß zu Dillenburg mit Lebensmitteln zu versehen und die Besatzung zu verstärken, war es seinen Truppen außerdem gelungen, bei Wissenbach an 100 Dragoner vom

Regiment Beaufremont samt ihrem gleichnamigen Oberstleutnant, ferner in Dillenburg, wo an 100 Franzosen mit dem General Paravicini fielen, an 700 Franzosen und 40 Offizieren gefangen zu nehmen und 7 Fahnen und 2 Kanonen zu erbeuten und noch am folgenden Tage, den 8. Januar, bei Eibach 83 Dragoner mit 120 Pferden abzufangen.

Den Haupttruhm dieses Erfolges trug der Adjutant des Herzogs Ferdinand, der Hauptmann von Derenthal, davon, der kurz darauf in Anerkennung dieser seiner glänzenden Tat von Friedrich dem Großen mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet wurde. Es ist dies wohl der einzige pour le mérite, der für einen Waffenerfolg auf nassauischem Boden von Preußens Königen erteilt worden ist.

Im engsten Zusammenhang mit diesen Gefechten bei Dillenburg steht ein kleines Vorpostengefecht bei Eismroth, über das sich bis heute der Bericht eines Augenzeugen erhalten hat. Der damalige Pfarrer von Eismroth hat nämlich die Ergebnisse jener Tage in einem der dortigen Kirchenbüchern niedergeschrieben. Zur Deckung der Belagerung des Dillenburger Schlosses waren von dem General Marquis von Boyer in den ersten Januartagen französische Detachements in die Täler im Nordosten von Dillenburg vorgeschoben worden, so im Diephölztal nach Frohnhausen, Wissenbach bis Eibelshausen, im Seibetal und Eibachtal, ferner auch im Martal mit seinen Seitentälern. Hier möge nun der Bericht des Eismrother Pfarrers (in neuer Rechtschreibung wiedergegeben) folgen:

„Den 4. Januar schon hatten die Deutschen unter dem Kommando des Generals Scheiter Offenbach, Biden, Bellersdorf und andere da herum liegende Orte so stark besetzt, daß in einem Hause bei 200 Mann lagen. Denselben Morgen des 4. Januars rückte der General Ludner (von der Armee des Herzogs Ferdinand), welcher mit seinem Korps, das aus Husaren, Infanterie und schwerer Kavallerie bestand, in der Nacht von Siegen über Ebersbach (auf der alten Heerstraße Siegen—Marburg) marschiert war, hier in Übernthal ein. Eismroth und Oberndorf mußte Ration und Portion (Proviant) hinab liefern.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Januar verließen die Deutschen Biden, Offenbach und alle Orte auf der Aar, und zwei Regimenter davon besetzten Oberndorf; Tringensstein aber besetzte der General Ludner mit seinem Korps. Dagegen rückten die Franzosen auf Biden, Offenbach und Bischoffen. Die übrigen Deutschen aber waren zu Mosbach, Günterod, Wallenfels, . . . Gladenbach usw. und hatten die Feldwacht bei der Pfarrkirche zu Eismroth stehen.

Diesen Tag patrouillierten beiderlei Völker stark, und die Patrouillen trafen sich unter anderem bei der Pfeifers Mühle, wo ein Deutscher gefangen wurde, ein Franzose aber tot blieb.

Vom 5. auf 6. Januar holten die Franzosen außen den Heimbürger Scheffer (von Eismroth) in der Nacht um 2 Uhr mit 40 Mann im Angesicht der Deutschen ab und brachten ihn nach dem kommandierenden Offizier nach Biden.

Den 6. Januar des Morgens hörte man, daß die bei der Pfarrkirche gestandene Feldwache sich zurückgezogen hätte, wie dann auch des Nachts um 12 Uhr die in Oberndorf gelegenen zwei Regimenter Deutsche sich in das Darmstädter zurückgezogen hatten. Da man also nicht anders glaubte, die Deutschen retirierten, so machte man Anstalten, die Franzosen hier aufzunehmen.

Allein des Morgens des 6. Januars um 8 Uhr hörte man in der Gegend von Günterod und Rosbach stark schießen aus dem kleinen Gewehr und Kanonen und sah zugleich auf dem Übernthalen Berg vor dem Donnern die Franzosen sich in Schlachtordnung stellen.

Übernthal war auch schon besetzt von den eben erwähnten Franzosen. Um 9 Uhr kamen 4 Mann französische Dragoner von Übernthal herauf und 2 hielten vor dem Pfarrhof, 2 aber ritten bis an des Sohns Haus, allernächst bei dem Pfarrhaus, und erkundigten sich, ob Deutsche darinnen wären, ritten sodann wieder zurück auf Übernthal.

Um 10 Uhr kamen wieder 4 französische Reiter und gingen geradewegs durch Eismroth auf Oberndorf los. Kaum waren sie auf dem Weg nach Oberndorf, als 4 Lüdnerischen Husaren ihnen entgegen kamen und mit einem Pistolenschuß die Franzosen bewillkommneten. Drei französische Reiter, wovon einer stark verwundet war, wurden

in Eismroth gefangen; einer aber rettete sich mit der Flucht, welchen jedoch ein Husar bis an Schafsmühle verfolgte.

Den selben Morgen hatten die Lüdnerischen Husaren 5 dergleichen Reiter zu Oberscheld aufgehoben.

Um 11 Uhr vormittags kamen abermals 4 französische Reiter; die passierten in das Dorf (Eismroth) und dann wieder zurück auf Übernthal, ohne attackiert zu werden. Dann um 12 Uhr marschierte eine große Menge Franzosen, Reiter und Fußgänger, von Übernthal herauf nach Eismroth. Sogleich besetzten dieselben den Kirchhof und das ganze Dorf, marschierten sofort des Wegs nach Oberndorf.

Sie waren noch nicht an der Umkehr nach Oberndorf, als 200 Mann Lüdnerische Husaren über die „Fracht“ entgegen kamen, wo dann das Feuern auf beiden Seiten anging. Dies währte ungefähr eine Stunde, als 200 Mann deutsche Infanterie durch die „Dendersbach“ und 200 Mann wieder deutsche Infanterie über die „Voimpis“ auf die Franzosen eindrangen, wo es dann zu einem starken Pelotonfeuer kam, welches wieder eine Stunde außen vor Eismroth dauerte.

Nachdem die Franzosen währenddem dreimal von Übernthal her Succurs geholt hatten, retirierten dieselben sich in das Dorf und zwar auf allen Seiten des Pfarrhauses. Hier ging es aber sehr hitzig zu, bis die Franzosen mit Hinterlassung eines Toten bei dem Pfarrhaus und zehn Pferden sich völlig mit der Flucht retirierten.

Von deutscher Seite waren 4 Mann tot, von französischer Seite mehr denn 30 Mann, teils getötet, teils tödlich blessiert, welche diese aber alle mit fortgeschleppten.

Leider bricht hier die Aufzeichnung des Eismrother Pfarrers ab. Zu weiteren Berichten über jene unruhigen Tage ist er nicht mehr gekommen. Jedenfalls zeigt aber dieser Bericht eines Augenzeugen, daß dieses Aufklärungsgesicht bei Eismroth nicht ganz so harmlos verlief, wie es der Marquis von Boyer in einem Brief vom 7. Januar 1760 darstellt. Er schreibt darin: „Lüdner ist noch in Tringenstein; er hat gestern mit seinen Truppen in einer Zahl von 7—800 Mann und dem Detachement des Herrn von Conflans, welcher bis Eismroth vorgeedrungen war, um ihn zu erkennen, ein Schirmmüßel gehabt. Es hat 5 bis 6 Dragoner und 9 bis 10 Infanteristen als Verwundete gegeben.“ Die französischen Verluste sind nach dem Berichte dieses Augenzeugen offenbar größer gewesen, als wie der Marquis angibt, und der feindliche Zusammenstoß endete mit ruhmlosem Rückzug der Franzosen. Dieser kleine Erfolg der Verbündeten des großen Preußenkönigs am 6. Januar 1760 bei Eismroth war das Vorspiel zu ihrem glänzenden Siege am 7. Januar 1760 bei Dillenburg.

Ist die Kampfweise unserer Tage vielfach auch eine ganz andere geworden, eins ist bei unsern Feinden geblieben: das Lügen. Freilich ist der ehemalige Marquis von Boyer mit seinem schönfärberischen Bericht ein reiner Waisenknaube gegenüber den heutigen Ententebrüdern, die z. B. mit Verlust nur „eines“ Mannes die Halbinsel Gallipoli „erfolgreich“ räumten.

Das Oberurseler Gewerbe auf der Altfrankfurter Messe.

Von M. Harrach.

Von den Frankfurt benachbarten Städten galt Oberursel im Mittelalter als einer der betriebsamsten Orte. So klein das alte „Ursela“ an Einwohnerzahl auch gewesen sein mag, so emsig zeigten sich seine Bewohner in Gewerbe und Handwerk. Der Urselbach trieb viele Mühlen und verhalf dem Gewerbestand zu seiner Entwicklung.

Fördernd für die gewerbliche Entwicklung der kleinen Taunusstadt war aber auch die nahe gelegene freie Reichsstadt Frankfurt, welche in ihren großen Messen die beste Gelegenheit zum lohnenden Absatz auch für die Urseler bot. Vor allem waren es die Wollweber, deren Ware viel Nachfrage fand. Das ungefärbte graue „große Urseler Tuch“ war auf den Messen ebenso berühmt wie das farbige „Lündener“ Tuch aus London, und in den

„feldgrauen Tagen“ unseres Weltkrieges hätte das graue Urseler Tuch sicherlich riesenhafte Nachfrage gehabt. Aber die Tuchweberei ist in Oberursel längst wieder eingeschlafen. Damals aber (um 1550) „bezog die Herrschaft zu Königstein viel Urseler Tuch, welches an Beamte und Dienstpersonal als zur Befoldung abgegeben wurde.“ Das Urseler Tuch hatte also damals die Bestimmung, an Stelle von Geld Dienstpersonal und Beamte zu entlohnen.

Nicht weniger gesucht waren auf der Frankfurter Messe des Mittelalters die Urseler Waffen und Harnische, überhaupt die Stahlwerkzeuge. Aus den Eisenerzlagerstätten des Lahntals kam das Rohmaterial und die Urseler mochten daraus Feilen, Sichel, Harnische und Waffen. Wer sie in der Herstellung unterrichtete, ist noch nicht aufgeklärt, doch soll der Graf von Stollberg-Königstein aus seiner Harz-Heimat den Urselern manche Fingerzeige gegeben haben. Die Stadt Frankfurt hatte durch ein besonderes Gesetz das Feilhalten der Urseler Waffen angeordnet. Es gab auf der Messe einen eigenen Platz, wo die Urseler Waffen verkauft wurden; es war die südöstliche Ecke am Samstagberge. Allerdings durften die Waffenschmiede aus dem Urseltale nur fertige Erzeugnisse verkaufen; Reparaturen waren ihnen unteragt, denn dafür hatte man die Hilfe der Frankfurter Schmiede und Harnischfeger und im Mittelalter wachte jede Zunft genau über „ihr“ Fach. Gab es doch sogar einmal einen wichtigen und ausregenden Streit in der Frankfurter Zunftwelt: Ob ein Kupferschmied berechtigt sei, einen von ihm verfertigten Kessel auch zu verzinnen.

Vom Urseler Gewerbe war auch die Druckerei als Hauptzweig auf der Messe vertreten. Der Frankfurter Meßkatalog, der seit 1565 erschien, nennt etwa 100 deutsche Druckwerke, die in Ursel erschienen und in Frankfurt auf der Messe verkauft wurden. Man geht aber nicht fehl, wenn man annimmt, daß die wirkliche Zahl das dreifache war, denn die Urseler Offizin bestand von 1557 bis 1623 und sie druckte neben Volkschriften und gelehrten Werken vornehmlich die damals sehr im Flor stehenden theologischen Streitschriften. Ursel war als Druckort freiheitlich und der Niedergang setzte nach dem Sieg der katholischen Lehre im Mainzer Kurfürstentum ein.

Daß die Wollweberei im damaligen Oberursel von erheblicher Bedeutung war, geht schon daraus hervor, daß die Urseler Meister, um ihre Vorräte für die Messe unterbringen zu können, in Frankfurt ein eigenes Haus abzumieten genötigt waren. Am St. Andreastage schlossen sie mit den Herren Strahlberger, Weiß und Kuhorn einen Mietvertrag, nach welchem ihnen diese drei Besitzer das Haus „zum roten Löwen“ auf zehn Jahre, „das ist für zwanzig Fasten- und Herbstmessen“ vermieteten. Dort unterhielten dann auch die Urseler Wollweber ein „wohl-affortiertes Lager“ ihrer Artikel und die Kunden suchten sich sogar aus Kaufleuten von Ungarn und Polen zusammen.

Nicht weniger als achtzig Urseler Wollweber haben damals „die Messen in Frankfurt halten helfen“, wie sich ein zeitgenössischer Chronist des Taunusstädtchens stolz ausdrückt. Lange Jahrzehnte blühte so der Wechselverkehr zwischen Frankfurt und dem alten Ursela. Da kam der furchtbare 30-jährige Krieg und brachte über Frankfurt so manches Ungemach, noch mehr aber über die stillen Taunusorte. Man muß die heimatischen Kriegsschrecken jener Zeit nachlesen, um all den Jammer zu würdigen, der damals die Täler „über der Höhe“ durchzog. Auch Oberursels Gewerbeleben ging fast zugrunde und nur wenige Handwerker konnten bei ihrem Berufe ausharren. Aber auch später, in den Kriegen des 18. Jahrhunderts, ruhte der Besuch der Messe durch die Urseler Kaufleute fast vollständig. Erst im Jahre 1789 finden wir die Taunusstadt wieder auf der Messe vertreten, wenn auch nur in einer Person. Das „Frankfurter Meß-Schema“ meldet uns als zur Messe gekommenen Handelsherrn: „Mathias Ader von Oberursel, handelt mit leinenen und wollenen Strümpfen und steht auf dem Römerberg bey Jungfer Göß.“ Indes auch er besuchte die Messe nur drei Jahre, da der ausgebrochene Krieg wieder jeden Handel unterbrückte. Von da ab ging es mit den Beziehungen Oberursels zur Frankfurter Messe immer mehr bergab, und eines Jahres fehlten die Urseler auf der Messe ganz. Aber auch diese selbst verlor allmählich ihre Bedeutung und wurde eine Stätte des bescheidenen Kleinhandels. Das Oberurseler Gewerbe aber fand langsam den Anschluß an die moderne Entwicklung der neuzeitlichen Industrie und damit auch den Absatz ihrer Erzeugnisse über den Rahmen der Messen hinaus.